

Christiane Stahl

Eröffnungsrede anlässlich der Ausstellung *Noga Shtainer. Insight*, vhs photogalerie Stuttgart, 9.10.2015, 19.00 Uhr.

Noga Shtainer. Insight heißt die Ausstellung, die wir heute eröffnen. Insight wie Einblick, wie der Blick hinein in eine verborgene Welt. Insight aber auch wie Einsicht, Einsicht in Vorgänge, die sich erst offenbaren, nachdem man Einblick erhalten hat. Um aus Einblicken Einsichten zu gewinnen, benötigt man Zeit. Ein solcher Prozess geschieht nicht von heute auf morgen. Neben Geduld, Beharrlichkeit und einer guten Beobachtungsgabe benötigt man in diesem Fall aber auch die Gabe, sich den Eintritt zu dieser verborgenen Welt zu verschaffen. Und Noga Shtainer hat ein ganz besonderes Talent, Zugang zu Menschen zu finden. Ihre Portraits sind getragen von der Neugierde an der Geschichte des anderen, dabei voller Respekt, ohne jemals aufdringlich zu werden. Man spürt, dass für Noga Shtainer die Fotografie, wenn sie besondere Lebensumstände dokumentieren will, einen emotionalen Akt darstellt. Ihre Portraits gehen nahe und berühren beim Betrachter auch noch so verborgene Reserven von Empathie.

Mir als Berlinerin hat nun eine israelische Künstlerin, die erst seit kurzem in Berlin lebt und des Deutschen noch nicht mächtig ist, eine verborgene Facette meiner Stadt nahe gebracht, die mir bislang unzugänglich geblieben war: Die Berliner Wagenburgen gab es schon, als die Mauer noch stand, wir nannten sie damals die Rollerheimer. Jeder von uns kannte Wim Wenders' Film *Himmel über Berlin* von 1987, wo Solveig Dommartin eine Hochseilartistin spielte, die mit ihrer kleinen Zirkusgemeinde in Wohnwagen wohnte und Besuch vom Engel Daniel erhielt, der ihre Gedanken hörte. Mein romantisches Bild erhielt erste Schrammen, als ich Anfang der 1990er- Jahre eine Begegnung mit einem der Rollerheimer von der Waldemarstrasse hatte, die das Niemandsland des ehemaligen Mauerstreifens in der Nähe vom Künstlerhaus Bethanien nutzten. Ich war mit meiner Kamera in der Stadt unterwegs und wollte die illustren Graffiti an der Mauer und die bunt bemalten Wohnwagen fotografieren, für die ich als Wim Wenders Fan und linksliberal eingestellte Bildungsbürgerin Bewunderung und Sympathie hegte. Ich hatte meine Kamera schon im Anschlag, als ich ein Schild sah neben der Treppe zu einem dieser Wohnwagen, eine Holzplatte, auf der mit grobem Pinsel in dicken Lettern geschrieben stand: „Fotografieren 5,- DM“. Auf der Treppe saß ein Typ, der in die Runde blickte, auf meinen Apparat zeigte und mir sofort klar machte, dass er es ernst meinte. Ich hab kurz mit ihm diskutiert, ihm gesagt, dass ich in der Stadt wohne und kein Tourist sei, und dass ich im Übrigen 5 DM für vollkommen überzogen halte. Es half alles nichts, er insistierte und wurde bald aggressiv. Ich meinerseits beschimpfte ihn mit „ihrhabtsejanichalle“ oder so etwas zurück – und trollte mich.

Da hat sich Noga Shtainer offenbar deutlich geschickter angestellt. Als sie die Bewohner der Wagenburgen kennen lernte war sie zusammen mit ihrem Mann Seevi und zwei Koffern gerade erst in Deutschland angekommen und in diesem Land so fremd, wie uns Ottonormalverbraucher die Bewohner der Wagenburgen fremd sind. „Das hatte mit meiner Suche nach Identität in dieser Stadt zu tun. Das Fremdsein wirft die Frage auf: wem fühle ich mich nah? Ich habe einfach sofort einen guten Draht zu diesen Leuten gefunden, die ja ein wenig anders als die sogenannten „normalen“ Deutschen sind und mich mit ihrer Einstellung auch sehr an Zuhause erinnern. Meine Mutter ist so aufgewachsen, in einer Art Kibuzz, fast alles wurde gemeinschaftlich gemacht und das Leben spielte

sich viel unter freiem Himmel ab.“ So konzentrierte sie sich in ihrer ersten in Deutschland entstandenen fotografischen Arbeit auf diese Menschen, die aus ideologischen Gründen entschieden haben, im Herzen der Großstadt ein einfaches, nicht-bürgerliches Leben zu führen, auf den Wettlauf um Konsumgüter zu verzichten und ihre eigenen materialistischen Wünsche zugunsten von Umwelt und Ökologie zurück zu stellen. Sie als Fremde sprach die Sprache nicht, und die Wagenburgbewohner nahmen sich selbst als Außenseiter wahr. Das hat beiden Seiten die Möglichkeit gegeben, sich einander anzunähern. Sie konnte die Bewohner der Wagenburgen aus einer persönlichen und psychologischen Perspektive heraus wahrnehmen und eine Beziehung aufbauen, die sowohl deren Neugierde als auch ihr eigenes Bedürfnis nach Identität befeuert hat.

Noga Shtainer wurde 1982 in einem sehr kleinen Dorf mit gerade mal 300 Einwohnern in Nordisrael fast an der Grenze zum Libanon geboren, in Shavi Zion. Shavi Zion, was so viel heißt wie Rückkehr nach Zion, ist ein Moshav, also eine Art Kibbuz, aber mit etwas liberaleren Grundsätzen als das Kommunenleben der Kibbuz, wo man zum Beispiel ein eigenes Auto besitzen darf **oder seine Küche nicht teilen muss**. Für sie war es also vertraut, dass die Bewohner der Wagenburgen vieles miteinander teilten, viel Zeit unter freiem Himmel verbrachten und über Neuzugänge gemeinsam abstimmten. Shavi Zion war größtenteils von Deutschen gegründet worden, die den Holocaust überlebt hatten oder nach dem Krieg als Freiwillige kamen. Interessanterweise kamen übrigens viele dieser Zionisten aus Rexingen am Neckar. Dass in einem Dorf mit 300 Einwohnern jeder jeden kennt, zumal in einem Dorf mit schwäbischen Genen wie Shavi Zion, können wir uns sicherlich alle gut vorstellen. Aber in einem Moshav kennen alle alles von allen, bis ins kleinste Detail. Umso mehr spürte Noga die gesellschaftliche Ausgrenzung, nachdem sich ihre Eltern haben scheiden lassen, da war sie 10 Jahre alt. Ihre Mutter zog mit ihr und ihrem Bruder aus und der Vater gründete sehr bald eine neue Familie. Sie litt schrecklich unter der Situation, vor allem weil ihre Schulfreunde sie gemieden haben. Sie roch zu sehr nach Leid – Kinder können brutal sein. Linderung gab es erst 2 Jahre später, als sie die Schule wechselte. In dieser Zeit fühlte sie sich als Outsider – woher bis heute ihre Verbundenheit mit Menschen rührt, die sich inmitten einer Gesellschaft als Fremde fühlen, ob sie nun ausgegrenzt werden oder sich selber freiwillig abgrenzen. Das trifft genauso auf die Bewohner der Wagenburgen zu wie auf die Waisenkinder im *Home for Special Children*.

Mit 14 Jahren, wir sind jetzt im Jahr 1996, wechselte sie noch einmal die Schule. Sie ging nach Haifa in eine Schule mit Schwerpunkt Kunst, die auf die *WIZO Academy of Art & Education* vorbereitete, wo sie dann auch tatsächlich nach dem Abitur studieren sollte. In dieser Schule stellte sie schon die Weichen für eine zukünftige Karriere als Fotografin. Allerdings ungewollt. Denn eigentlich hatte sie vor, die Schauspiel-Klasse zu wählen. **Aber der Kurs war schon voll und so sollte sie auf die Schnelle, binnen drei Tagen**, eine Fotomappe einreichen und sich für die Fotoklasse bewerben. So nahm sie einfach ein paar Bilder, die ihr Vater von ihr gemacht hatte, als sie fünf Jahre alt war und behauptete, die Fotos seien von ihr und das Mädchen auf den Bildern sei ihre Schwester. Und sie hatte ja auch eine Schwester, ihre Halbschwester Ella, die da schon drei Jahre alt war! Sie wurde genommen für die Fotoklasse, ihre Mutter zwackte von ihrem bescheidenen Gehalt als Krankenschwester Geld ab für eine gebrauchte Mamiya 6 x 4,5 cm Mittelformatkamera, für Fotopapier und Entwickler mit allem drum und dran.

Das Verrückte ist, dass Noga fortan nur noch ihre Halbschwester Ella fotografierte, die sie einmal in der Woche Samstagnachmittags besuchte. Später fotografierte sie die gesamte erweiterte Familie, ihren Halbbruder Yahar, ihren Vater und die Mutter ihrer Geschwister. Die Erinnerungen an ihre

Jahre der Kindheit nach der Scheidung sind ihr verloren gegangen, sicherlich auch aufgrund des Schocks, der Niedergeschlagenheit, der Einsamkeit, der veränderten Situation. Umso mehr erhielt Bedeutung, dass ihre Schwester Ella in ihrem vollkommen unverändert gebliebenen Kinderzimmer wohnte, und so konnte sie ab dem Alter von 16 in ihre eigene Kindheit zurückkehren, als sie schon gerade kein Kind mehr war. Ihre Schwester zu fotografieren half ihr, die vergrabenen Erinnerungen wieder hoch zu holen. Diese – ihre erste – Fotoserie heißt *Near Conscious*, sie startet 1997 und endet 2009, mit der einsetzenden Pubertät ihrer Schwester und der Beendigung ihres Studiums an der Akademie.

Bei all ihren Projekten spielt die Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Leben eine zentrale Rolle. So ist auch ihre Serie *Home for Special Children*, die sie in einem Waisenhaus in Riwne fotografiert hat, einer Stadt im Nordwesten der Ukraine, von ihrer eigenen Biografie geprägt. Ihre Mutter ist Waise seit sie 9 Jahre alt war, sie wohnte in einem Kibbutz und schlief wie diese Kinder in einem großen Schlafsaal. So waren die Reisen nach Riwne für Noga ein Stück weit auch die Eroberung der eigenen Familiengeschichte. Die Kinder, die sie 2008 und 2009 **jeweils eine Woche lang fotografierte**, leiden an verschiedenen Defiziten. Bei einigen hat sich ihr nicht erschlossen, welches Problem sie haben, bei einigen war die Krankheit offensichtlich. Einige können sich nicht eigenständig fortbewegen, so wie Alina oder Dasha, einige sind stumm wie das Mädchen mit den geflügelten rosa Pferden. Häufig sind die Kinder eher aus psychischen denn physischen Gründen stumm, so wie Sasha, der wahrscheinlich schizophren ist. Die Kommunikation war ohnehin nicht selbstverständlich, allein schon weil Noga kein Russisch spricht, aber auch die Mentalität und die Gesten waren ihr unvertraut. Für sie war dieser Ort „wie ein osteuropäischer Mikrokosmos und das Waisenheim Ausdruck einer osteuropäischen Erziehung, durch höfliche Zurückhaltung, formale Strenge und menschliche Vornehmheit charakterisiert“. Aber, da die Kommunikation erschwert war, fungierte der Fotoapparat umso mehr als Kommunikator. Noga fotografierte die Kinder nicht beiläufig, sondern mit der Hilfe ihrer Assistentin, die Russisch sprach und die Reise vorzubereiten geholfen hatte, mit Blitzlicht und Reflektor, also mit einem gewissen apparativen Aufwand. Die Kinder waren oft aufgeregt und die Bilder wurden meist erst dann am besten, wenn sich nach längerer Zeit eine gewisse Ruhe, gar Langeweile eingestellt hatte. So gelang es ihr, mit viel Geduld und Verständnis für die ungewöhnliche Situation intime und besondere Momente herzustellen, die für beide Seiten eine sehr intensive Erfahrung bedeuteten. Der Blick, den uns die zartgesichtige und bildhübsche, **in ihren Sonntagsstaat gekleidete Nastia** zuwirft, ist von diesem Beziehungskonzentrat imprägniert. „Ich hatte ständig diesen Gedanken im Kopf: wie weit kann ich gehen? Benutze ich die Kinder? Ich wollte nicht die Probleme dieses Waisenhauses zeigen, sondern dokumentieren, dass sie bei allem Unglück doch ganz normale Kinder sind und habe viel Liebe in die Aufnahmen gelegt. Und die Kinder haben sich dann wie verrückt über die Fotos gefreut, das kannten sie ja gar nicht.“ Nogas fotografischer Blick beschwört nicht Mitleid, sondern transportiert das Selbstverständnis der Existenz dieser Kinder, deren Fragilität, aber auch deren Glück und Stolz. Sehr beeindruckend gelingt ihr das zum Beispiel mit dem Bild von Marika, die, einen Lolli im Mund, hellwach und mit einer gewissen Reserviertheit, leicht trotzig und selbstbewusst in die Kamera schaut. Das große Format hat Noga Shtainer bewusst gewählt: sie wollte den Kindern die Gelegenheit bieten, groß zu sein, kraftvoll auftreten zu können, und gesehen zu werden, beachtet zu werden. Marika steht vor einem Kamin, auf dessen Sims eine Blumenvase, christliche Ikonen und andere Insignien des gehobenen Bürgertums stehen. Man wundert sich, wie solch edle Einrichtungselemente in ein ukrainisches Kinderheim gelangen. Aber wenn man genauer hinschaut, entdeckt man, auch aufgrund des großen Formats, dass Marika vor einer Tapete steht. Alles ist Tapete, sogar die Schatten, die die Objekte auf die Tapetentapete

werfen. Die Dekoration ist Schein, aber sie erzeugt Reminiszenzen an Wohlstand und vermittelt Gefühle religiöser Geborgenheit. Die Mutter Gottes hütet den menschlichen Reichtum des Hauses.

Nach Beendigung der Serie *Home for Special Children* zog Noga 2009 mit ihrem Mann nach Tel Aviv in das Viertel **Yafo, wo Araber und Juden nebeneinander leben** und wo ihr Mann ein Restaurant eröffnete. 2011 aber entschlossen sich beide, nach Deutschland zu ziehen. „Der Gedanke“, sagte sie, „dass wir nach Berlin gehen, war für unsere Eltern am Anfang sehr schwer zu ertragen – unter anderem auch, weil meine Großmutter in Auschwitz war. Unser Umzug löste auch bei uns Fragen aus, die wir erst jetzt imstande sind zu stellen. Meinen Eltern war es untersagt ihre Eltern nach der Vergangenheit zu fragen, und meine Großeltern schwiegen; Erst nach und nach können wir, die Kinder der dritten Generation, nun mit unseren Eltern und Großeltern über den Holocaust reden.“

Noga Shtainers Suche nach der Verankerung ihrer Identität in der Biografie ihrer Familie, war stets der wesentliche Motor ihrer künstlerischen Arbeit und wird es sicherlich auch in Zukunft bleiben. Vor wenigen Wochen ist Nogas und Seevis zweites Kind auf die Welt gekommen. Sie wird ihr Postgraduate-Studium an der Berliner Ostkreuzschule bald beenden und arbeitet nun an einem neuen Projekt. Das Thema ist: Immigration.